

Nadja Küchenmeister:

Dankrede zum Literaturpreis der A und A Kulturstiftung

Sehr geehrte Damen und Herren, liebes Publikum, liebe Freunde,

ein Leben lässt sich erzählen entlang von Menschen, die einen prägten. Ein Leben lässt sich entlang von Wohnungen erzählen oder von Städten, in denen man liebte, studierte und arbeitete. Es lässt sich aber auch entlang von Friedhöfen erzählen.

Meine Großmutter väterlicherseits starb, als ich sechs Jahre alt war, zwei Monate später starb auch meine Großmutter mütterlicherseits. Denke ich an den Waldfriedhof in Glienicke, auf dem die Mutter meiner Mutter beerdigt wurde, fällt mir vor allem die Abwesenheit von Licht auf. Kein Sonnenstrahl dringt in der Erinnerung durch das dichte Blätterdach. Kaum, dass man das Auto verließ, betrat man eine Schattenwelt, kühl und modrig. Der Grabstein meiner Großmutter befand sich direkt neben dem Friedhofsweg. Seltsam ungeschützt stand er da, als hätte man ihn im Vorbeigehen einfach fallengelassen. Die Gravur gab mir Rätsel auf:

»Hildegard Liese, geb. Lock.« Diese vier Wörter – »geborene« dabei nur abgekürzt – waren alles, was an meine Großmutter erinnern sollte. Kein Geburts-, kein Sterbedatum. Vorbei die Zeit ihres Lebens, und ihr Grabstein verriet einem nicht, welche Zeit damit gemeint war.

Allein der Vorname Hildegard bot Anlass für Spekulationen: zwischen 1910 und 1930 wurde er häufig, seit den 1960er Jahren kaum mehr vergeben. Anfang und Ende meiner Großmutter, vielleicht das Genaueste, das sich über ein Leben sagen lässt, blieben der Welt verborgen.

Wenn meine Mutter und ich das Grab besuchten, bestand meine Aufgabe darin, eine Gießkanne mit Wasser zu füllen und die frisch gepflanzten Eisbegonien zu besprenkeln. Die Abstände zwischen unseren Besuchen wurden mit den Jahren größer, die Erinnerung an meine Großmutter verblasste, inzwischen gibt es ihr Grab nicht mehr. Als mein Vater und ich im Jahr 2008 das Grab seiner Mutter Traudl auf der Insel Usedom besuchen wollten, war es längst aufgelöst worden. Ich erfuhr nie, was auf ihrem Grabstein stand. Die Zeit meiner Großmutter als Tote auf dem Friedhof habe ich verpasst.

Das erste Grab, das ich allein besuchte, befand sich in Berlin Hellersdorf auf dem Friedhof Kaulsdorf, direkt hinter dem Bahnhof Wuhletal. Es war ein Zufall, dass ich meinem Schulfreund Kevin und seiner Mutter ausgerechnet an jenem Tag begegnete, an dem Kevins

Vater gestorben war, Mutter und Sohn kamen gerade aus dem Krankenhaus. Wir waren noch Kinder, und die Kindheit endete nicht mit dieser Nachricht, so wie sie auch nicht mit dem Tod meiner Großmütter geendet hatte. Die Kindheit endet über Jahre. Und doch erzähle ich mir meine eigene Geschichte als eine Art Nachleben, als liefе ich noch immer fort von diesem Stillstand Anfang der 90er Jahre. Ich sehe nicht nur alles, was war, ich sehe auch, was für Kevins Vater nicht mehr war und nicht mehr wurde. Und auch nicht für meine Großmütter. Und für alle Menschen, die ich seither verloren habe. Ich bin da, nämlich.

Ganz in der Nähe vom Roten Salon befindet sich der Friedhof St. Marien – St. Nikolai, dort gehe ich oft spazieren. Vor einigen Wochen verließ ich auf einem dieser Gänge meinen gewohnten Pfad und stand plötzlich vor dem Grabstein einer Frau, geboren, wie ich, im Jahr 1981, gestorben 2017. Als ich meinen Weg fortsetzte, erschien mir unwirklich, wieviel Zeit ich seither weggelebt hatte, wie viele Tage, Wochen, Monate und Jahre mehr mir geschenkt worden waren als dieser Frau, die, so stellte ich mir vor, unter demselben Himmel geschlafen, dieselbe Musik im Radio gehört, dieselben Sendungen im Fernsehen gesehen hatte. In der Kindheit, phantasierte ich, sammelten wir beide Altstoffe, aßen Eis im Tierpark und fütterten die Enten auf der Spree. Wir gingen schwimmen im SEZ, fuhren nach Polen und kamen in dieselbe geteilte Stadt zurück, saßen müde im Auto, in der S-Bahn, im Bus, während das Morgenlicht durch die Fenster sickerte. Wir waren acht Jahre alt, als die Mauer fiel, am 11. September 2001 studierten wir bereits, und es bedrückte uns, dass Donald Trump im Jahr 2016 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde. Doch von der Pandemie erfuhr sie schon nicht mehr und auch nicht von der zweiten Präsidentschaft Donald Trumps. Sie führte keine Gespräche mit ChatGPT oder verwehrte ChatGPT den Kontakt. Nichts weiß sie von all den Kriegen, all den Toten der letzten Jahre, all der Verzweiflung. Und doch war sie lange um mich gewesen, hatte vielleicht im Supermarkt vor mir an der Kasse gestanden oder neben mir im Copy-Shop ihre Diplomarbeit ausgedruckt. Sie war da, nämlich.

In ihrem Todesjahr 2017 lag die Veröffentlichung meines ersten Gedichtbandes sieben Jahre, die Veröffentlichung meines zweiten Gedichtbandes drei Jahre zurück. Es würde drei weitere Jahre dauern, bis mein nächstes Buch erscheinen sollte, und an ein Buch danach war noch überhaupt nicht zu denken. Aber auch der Gedichtband danach gehört inzwischen dem an, was wir »unsere Vergangenheit« nennen. »Die Jahre, die ihr kennt«, lautet ein Buchtitel von Peter Rühmkorf. Wir alle haben diese neun Jahre mehr erlebt.

Vom ersten Buch an, stellte ich nun bei der Wiederbegegnung mit früheren Gedichten fest, finden sich überall zeitliche Markierungen: Hier ist das Puddingpulver lange schon hinüber, dort erinnert sich ein Collegeprofessor aus Seattle daran, wie es war, als er in Potsdam promovierte, Defa-Filme und Schallplatten aus dem Westen. Hinter abgerissenen Tapeten stößt man auf den Völkischen Beobachter, blättert in einem Kunstbuchladen Fotos aus dem 19. Jahrhundert durch und liest im Landbuch Kaiser Karls des IV von 1375. In einem Gedicht erkennt man Bleistiftstriche neben der Tür, die das Wachsen von Kindern dokumentieren, in einem anderen weiß niemand so genau, wie spät es ist, wenn es zu spät ist. Ein Jahr, heißt es einmal, brenne ab wie die Seide eines Falterflügels. Manchmal werde ich gefragt, worum es denn gehe in meinen Büchern. Nie wusste ich darauf eine Antwort – bis jetzt. Von nun an werde ich immer sagen: In meinen Gedichten geht es um Zeit.

Man sucht in der Gegenwart nach Spuren jener, die vor einem da waren, denn ihre Biographien erweitern die eigene und bringen sie in einen historischen Zusammenhang. Was aber, wenn es an Zusammenhängen fehlt? Auf dem Gebiet ehemaliger Rieselfelder begann in Ostberlin Anfang der 1980 Jahre der Bau einer Plattenbausiedlung, der Bezirk Hellersdorf ist so alt wie ich. Wir waren die ersten Mieter unserer Wohnung. Das mag für Eigenheime nicht ungewöhnlich sein, aber hier entstand eine neue Ordnung – mit Schulen, Kaufhallen, Spielplätzen, Grünanlagen und Bahnhöfen. Niemand hatte je zuvor aus meinem Fenster auf den Hof geschaut, es gab zuvor kein Fenster und auch keinen Hof. Niemand war durch unseren Flur gegangen, hatte in unserer Küche das Abendessen zubereitet, war in denselben Zimmern eingeschlafen und wieder aufgewacht. Sollte es in der Zukunft einmal spuken zwischen den Wänden unserer alten Wohnung, werde ich dieser Geist sein.

In Hellersdorf entwickelte man früh einen Sinn für Leere: leere Straßen, leere Höfe, leere Sportplätze, leere Bahnsteige. Wenn man doch einmal Menschen traf, waren sie auf dem Weg ins Büro oder auf dem Weg vom Büro nach Hause. Sie gingen einkaufen, mit dem Hund spazieren, putzten ihre Fahrräder oder wuschen ihre Autos. In meiner Siedlung gab es nahezu keine Kneipen oder Cafés. Man saß nicht in der Sonne, um Zeitung zu lesen und Espresso zu trinken. Das hätte ja bedeutet: im öffentlichen Raum existieren, Nachbarn außerhalb ihrer Aufgaben oder der Sicherheit ihrer privaten Umgebung wahrnehmen, Begegnung. Ich habe so viel Wäsche auf der Leine flattern gesehen, und mir doch nicht vorstellen können, wo all die Menschen waren, die sie trugen. Besuche ich die mir unbekannte Frau auf dem Friedhof St. Marien – St. Nikolai in Prenzlauer Berg, entkomme ich der pulsierenden Lebendigkeit der

Stadt. Besuchte ich Kevins Vater auf dem Friedhof Kaulsdorf, nahm ich zwischen der Sphäre der Lebenden und der der Toten kaum einen Unterschied wahr. Die Leere, die mich umfing.

In dem Gedicht »Palme« von Paul Valéry, übersetzt von Rainer Maria Rilke, heißt es: *Diese Tage, die leer dir scheinen / und wertlos für das All, / haben Wurzeln zwischen den Steinen / und trinken dort überall.* Das Schreiben von Gedichten schloss mir die Fülle dieser Leere auf und gab mir mit dem Vers eine Taschenlampe an die Hand, deren Batterie sich nie verbraucht. Das Licht meiner Lampe streut sich nicht gleichmäßig aus über den Dingen, die nun nicht länger unverrückbar und für alle Zeit ihren Platz in der Vergangenheit beanspruchen. Der Blick zurück, ein Blick ins Unbekannte. Genau ist, was geschieht. Was aber geschah, entzieht sich den Zugehörigkeiten durch die Form des Gedichts. Sie verwandelt die Erinnerung nicht nur, sie stellt Erinnerung überhaupt erst her, sobald die Witze im Strandkorb zu Ende erzählt, die Würfelbecher unbrauchbar geworden und die Gräber der Toten nicht mehr auffindbar sind. Das Leben brennt ab wie die Seide eines Falterflügels.

Im Jahr 2019 besuchte ich in Lissabon den Cemitério dos Prazeres, den Friedhof der Freuden. Eine Cholera-Pandemie im 19. Jahrhundert veranlasste die Menschen, ihre Toten aus hygienischen Gründen am Rande der Stadt, in Estrela, zu bestatten. Der Cemitério dos Prazeres mit seinen oberirdischen Grüften wirkt wie eine Stadt in der Stadt, in jedem Haus wohnen Verstorbene. Heute frage ich mich, ob mir dieser Ort auch deshalb gleich vertraut erschien, weil seine Wege so leer vor mir lagen wie die Straßen meiner Kindheit. Steht man an der Friedhofsmauer in der Sonne, kann man die Ponte 25 de Abril, jene rote Hängebrücke, sehen, die sich über den Tejo spannt, unaufhörlich rauschen Flugzeuge über einen hinweg.

da bringen sie die neuen toten, und die lesen / zeitung, nehmen sandwiches entgegen, schlafen / schlafen nicht, schauen aus dem fenster // ein himmel, der keinen wolkenfaden zieht / da ist der cristo rei, das leuchtende rot / der ponte 25 de abril, varinos und polierte // steinchen im mosteiro dos jerónimos / gelb wird wichtiger in den alleen / die alleen kreuzen, zypressen, schatten // von zypressen, krähen zuhauf und katzen / im gesträuch [...] da ist alfama / da ist der hof, da sind die weißen laken, blusen / das wäscheklammerkleid im wäschekorb // der horizont ist eine wäscheleine / in berlin, köln oder lissabon, wir sind da / nämlich, *ein tag im jahre ist den toten frei.*

Für die Würdigung meiner Arbeit mit dem Literaturpreis der A & A Kulturstiftung danke ich der Stiftung sehr herzlich. Es ist eine besondere Freude, in der Stadt, in der die Zeit für mich ihren Anfang nahm, diese schöne Auszeichnung zu erhalten, und ich verstehe sie zugleich als Ermutigung für die Zukunft. Ich danke Maren Jäger für ihre kluge Laudatio, Anita Runge und Sabine Zielke für den Austausch, Jeanette Spassova für ihre schöne Rezitation und Sir Henry für die wunderbare musikalische Begleitung sowie der Volksbühne, die die Verleihung des Preises in ihren Räumen möglich gemacht hat. Ich danke meinem Verlag Schöffling & Co. für die gute Zusammenarbeit, meinen Freunden, den anwesenden und den abwesenden, und wie immer gilt ein besonderer Dank meinem besten Freund Matthias Kniep – für die genaue Lektüre der letzten beiden Gedichtbände, für die Zuversicht auf dem schon recht langen gemeinsamen Weg durch die Zeit, für Vergangenes, Gegenwärtiges und für alles, was kommt.

Veröffentlicht unter der Lizenz Creative Commons Attribution 4.0 International.